

PETER SINAPIUS

ES



IST

NICHT

VORBEI

AUF DER SUCHE NACH DER VERGANGENHEIT
EINE PHILOSOPHISCHE ERZÄHLUNG



VERGANGENHEITS
VERLAG

Es ist nicht vorbei

Peter Sinapius

ES IST NICHT VORBEI
AUF DER SUCHE NACH DER VERGANGENHEIT

Eine philosophische Erzählung



VERGANGENHEITS
VERLAG

Impressum

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-86408-356-3

© Copyright: Vergangenheitsverlag, Berlin / 2025
Am Friedrichshain 22 · 10407 Berlin
info@vergangenheitsverlag.de · www.vergangenheitsverlag.de

Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen und digitalen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

Für Steppke

*„Wer es unternimmt, zu sagen, was ist,
kann nicht umhin, eine Geschichte zu erzählen,
und in dieser Geschichte verlieren die Fakten
bereits ihre ursprüngliche Beliebigkeit
und erlangen eine Bedeutung,
die menschlich sinnvoll ist.“*

H A N N A H A R E N D T

PROLOG

*„Es ist alles
anders geworden
oder sind wir es
die anders wurden
oder ist alles Andere
anders
als wir es sehen“*

R O S E A U S L Ä N D E R

Ich war fünf Jahre alt und auf dem Weg in den Kindergottesdienst. Meine Mutter hatte sich zum Abschied zu mir heruntergebeugt und gesagt, dass meine große Cousine nun im Himmel sei. Das war schlimm für mich. Ich hatte sie geliebt. Alle hatten gehofft, dass aus ihr noch einmal was wird. Später erfuhr ich, dass sie sich umgebracht hatte. Das hatte mir meine Mutter nicht gesagt.

Als ich älter war, begann ich, Menschen zu malen, für die das Leben eine Prüfung war. Ich schaffte es an die Kunsthochschule. Ohne Schulabschluss. Ich konnte ja malen. Dass ich einmal Therapeut werden würde, wusste ich noch nicht.

Wo das Leben langgeht, haben wir nicht immer in der Hand. Wir werden in eine Welt hineingeboren, die wir uns nicht ausgesucht haben. Sie gleicht, wie es der Physiker und Nobelpreisträger Richard Feynman einmal ausgedrückt hat, einem

sich selbst erhaltenden System, das uns Prüfungen auferlegt. Wer sie nicht besteht, hat schlechte Karten.

Die Geschichte, die ich hier erzählen will, handelt von der Suche nach dem kleinen Jungen, der ich einmal gewesen bin. Der war noch in seiner eigenen Welt unterwegs. Er konnte nichts wissen von den Prüfungen, die vor ihm lagen. Bis er in die Schule kam.

Ich hatte nur Fotos von ihm. Ich nannte ihn „Steppke“.

DER ABSCHIED

„Es ist vorbei!“, dachte ich.

Dann aber überreicht mir die Frau einen riesengroßen Blumenstrauß. So einen habe ich noch nicht gesehen! Dabei hatte ich gesagt, dass ich keine feierliche Verabschiedung will. Man will mich aber nicht einfach so gehen lassen. Ich gebe mich geschlagen, nehme den Blumenstrauß entgegen und sage nichts. Oder vielleicht sage ich auch: „Danke“. Genau weiß ich das nicht mehr. Vielleicht mache ich auch nur eine kleine Verbeugung, um mich zu bedanken, ohne mir Gedanken darüber zu machen, was ich da mache. Alle klatschen. Sie haben sich von ihren Plätzen erhoben. Wahrscheinlich, weil der Blumenstrauß so groß ist. Irgendjemand wird ein Foto gemacht haben.

Wenn's nach mir gegangen wäre, hätten sie sich das sparen können. Wenn ich ein Gedicht aufgesagt oder eine Rede gehalten hätte, dann wäre das was Anderes gewesen. Habe ich aber nicht. So kommt mir der Blumenstrauß vor wie ein Gedenkstein. Nur, dass er im Unterschied zum Gedenkstein verblüht. Deswegen werden bei solchen Anlässen immer Fotos gemacht. Die verblühen nicht.

Ich hab kein Foto davon. Wenn ich es hätte, würde ich es mir nicht ansehen. Ich möchte nicht an sowas erinnert werden. Weil Erinnern ist, wie zu Hause ankommen. Dieser riesengroße Blumenstrauß ist aber kein Zuhause, sondern nur eine Fassade. Dahinter ist nichts. Wer wissen will, was das Nichts ist, kann hinter so eine Fassade gucken.

Oft genug habe ich in meinem Leben keinen Blumenstrauß bekommen. Das war bitter. Wer ihn nicht bekommt, weil er die Prüfung nicht bestanden und das Ziel nicht erreicht hat, fällt durchs Sieb. Dahin, wo es keine Blumensträuße gibt. Da kann man gar nichts gegen machen. Davon gibt es auch keine Hochglanzfotos.

Die gibt es nur für die Höhepunkte im Leben und die landen dann in irgendwelchen Fotoalben, die in irgendwelchen Regalen verstauben oder auf dem Dachboden vergammeln.

Dann kam aber dieser Tag, an dem sich das änderte.

Das war der Tag, da passierte etwas mit den Fotos, die eigentlich nur Gedenksteine sein wollten. Das war der Tag, an dem ich merkte, dass sie nicht nur Schnee von gestern sind, sondern dass ich sie bewohnen kann. Oder sie mich. Aber nicht so, wie in einer Puppenstube. Sondern so richtig.

Wahrscheinlich hört sich das jetzt komisch an. Deswegen muss ich von diesem Tag erzählen.

Und von den Tagen danach. Obwohl gar nichts geschehen war.

DER ERSTE TAG

Um mich herum ist es stockfinster und ziemlich unheimlich. Es riecht nach Staub und vergammelten Sachen.

Wie ein Kind, das Laufen lernt, stolpere ich durch die Dunkelheit. Mit den Armen rudere ich in der Luft herum und ziehe Rumpf und Beine hinter mir her. Ich habe keine Ahnung mehr, wo ich bin. Jeder Schritt kann daneben gehen. Ich gehe aber weiter. Mit meiner Hand stoße ich an eine Wand und werde von ihr aufgehalten. Ich taste mich vorsichtig an ihr entlang und gelange zu einem rohen Holzbalken. Ich folge ihm mit meinem ausgestreckten Arm, sodass sich kleine Holzsplitter in meine Finger bohren.

Unter meiner Hand taucht die Kante eines Plastikrahmens auf. Mit den Fingern bewege ich mich über das Plastik, aus dem ein Lichtschalter herausragt, und lasse ihn zur anderen Seite kippen. Eine Glühbirne leuchtet auf und blendet mich mit ihrem überschüssigen Licht. Ich wische mir den Staub aus dem Gesicht und setze mich auf eine der Kisten, die hier nutzlos herumstehen. Was in den Kisten ist, weiß ich nicht. Auf dem Dachboden landet ja das, was vergessen werden soll.

In einer der Kisten stoße ich auf alte Fotos. Bilder von vergangenen Reisen, Familienfeiern und Gesichtern, die „Cheese“ oder „Ameisenscheiße“ sagen. Das sieht man aber nur, wenn man weiß, warum Gesichter auf Fotos immer lächeln. Zwischen den Fotos taucht ein kleines, ziemlich hässliches Fotoalbum auf. Ich ziehe es heraus. In meiner Hand liegt eine unappetitliche

Plastikfolie, in die das Album eingebunden ist. Auf der Folie schwimmen unter einer dicken Schicht aus Dreck und Nikotin blau und gelb eingefärbte Fische umher, die von dünnen Linien umrandet werden. Sie haben große Augen und ihre dicken Lippen sehen aus, als wären sie aufgespritzt. Die kreuzförmig aufgetragenen Wellenlinien, vor denen sie sich bewegen, sollen das Wasser sein, in dem sie leben. Mit ihren lüsternen Mäulern produzieren sie unentwegt kleine Luftblasen.

Ich schlage das Album auf. Auf den vergilbten Seiten aus dickem Karton sind Schwarzweißfotos aufgeklebt. Zwischen den Seiten befinden sich transparente Folien, in die Spinnwebmuster eingestanzt sind. Dahinter sind Ansichtspostkarten, wie man sie gewöhnlich aus dem Urlaub mitbringt, oder kleine Schwarzweißfotos, auf denen ich, meine Geschwister oder Eltern zu sehen sind. Die Fotos werden auf ihrer Rückseite von jeweils vier kleinen Klebepapieren gehalten, in deren Ecken sich kleine transparente Folien über die Fotos spannen. Ich wundere mich über diese idiotischen Konstruktionen, die den Fotos Klebstoff auf ihrer Rückseite ersparen sollten. Einige dieser Konstruktionen haben sich von den Seiten des Albums gelöst, sodass die Fotos, die sie eigentlich halten sollten, zwischen die Seiten gerutscht sind. Andere Fotos sind ganz verschwunden. Ich habe sie wohl irgendwann herausgenommen oder sie sind einfach herausgefallen.

Unter oder neben den Fotos hat jemand in Schönschrift mit blauer Tinte Jahreszahl und Ort hingeschrieben. Das wird meine Mutter gewesen sein. Ich nehme an, dass sie mir das Album zu Weihnachten oder zu irgendeinem Geburtstag geschenkt hat. Ich weiß nicht mehr, ob ich mich gefreut habe.

Die Fotos haben keine einheitliche Größe, sondern sind per Hand zurechtgeschnitten worden. Das hat mein Vater in einem

kleinen Fotolabor gemacht, das es heute nicht mehr gibt und in dem es unerträglich nach Chemie gestunken hat. Das Labor befand sich im Institut für Pathologie, in dem er gewöhnlich Leichen sezierte oder unter dem Mikroskop in Paraffin eingebettete Gewebeschnitte begutachtete. Die zwischen zwei kleine Glascheiben gepressten Schnittpräparate archivierte er sorgfältig in einem großen, speziell dafür eingerichteten Holzschrank und behandelte sie wie kleine, seine Zeit überdauernde Kunstwerke. Die haben aber seine Zeit nicht überdauert.

Das Herstellen der Schwarzweißfotos erfolgte mit einer ähnlichen Präzision und Gewissenhaftigkeit wie die Herstellung der Präparate. Ihre Entwicklung glich einem diagnostischen Vorgang, durch den aber nicht pathologische Befunde ans Tageslicht befördert wurden, sondern Spuren des Familienlebens.

Das passierte immer nach Urlaubsreisen oder Familienfesten und war ein mehr oder weniger körperlich spürbares Ereignis. In dem Labor standen auf einem langen Tisch Wannen, die angefüllt waren mit einer stinkenden Brühe. In ihnen schwammen kleine Fotopapiere, aus deren Oberfläche sich im Licht einer dunkelroten Glühbirne allmählich Bilder herauschälten: Bilder von Menschen, Dingen oder Landschaften, die ein Stück Familiengeschichte repräsentieren sollten. Sie wurden von meinem Vater aus den Wannen gefischt, um sie anschließend zu fixieren und zum Trocknen aufzuhängen. Nachdem die Fotos getrocknet waren, hat er sie zurechtgeschnitten, damit sie ihren Weg in die für sie bestimmten Fotoalben finden konnten.

Ich blättere in dem Album. Sein Inhalt ist so langweilig wie jedes andere Fotoalbum auch. Meistens blickt mir ein kleiner Junge entgegen, der einen idiotischen Haarschnitt hat, gebügelte Hosen trägt und weiße oder karierte Hemden und Strickjacken anhat. Das soll ich gewesen sein.

Die Fotos sollen wahrscheinlich die Höhepunkte des Familienlebens dokumentieren, beziehungsweise das, was meine Eltern dafür hielten. In der Regel sind das Ausflüge gewesen oder Urlaube oder Familienfeste. Die sorgfältigen Beschriftungen unter den Fotos, denen ich das Jahr und den Anlass ihrer Entstehung entnehmen kann, ordnen sie ein in eine Chronologie dieser Höhepunkte.

Dahinter gibt es aber noch eine andere Geschichte, die sich nicht als eine Aneinanderreihung von Höhepunkten einer Familienchronik erzählen lässt. Das ist die verrückte Geschichte eines sieben, acht oder neun Jahre alten Jungen, der von allen „der Steppke“ genannt wird, der ich einmal gewesen bin und der weiß, wie es ist, fremd in seiner Welt zu sein und sich aus ihr zurückzuziehen. Weil ich etwas über diese Geschichte erfahren möchte, stecke ich das Album ein und nehme es mit in mein Atelier.

Als ich im Begriff bin, die Kammer auf dem Dachboden zu verlassen, fällt mein Blick auf eine Schachtel, die in einem Regal steht. In der Schachtel entdecke ich ein kleines gusseisernes Schwein mit Flügeln, das mir einmal eine Bekannte geschenkt hat und das irgendein Glücksbringer gewesen sein muss. Ohne genau zu wissen, warum, stecke ich die Schachtel in meine Tasche und nehme sie mit in mein Atelier.

Im Atelier setze ich mich an meinen Schreibtisch, nehme das Fotoalbum in die Hand und folge dem Blick des kleinen Steppke, auf den die Kamera gerichtet ist. Ich liege in seinem Schlafsack, aus dem heraus ich im Arm meiner Mutter in die Kamera grinse. Oder ich paddle mit meiner Schwester in einem See auf einem viel zu kleinen Schlauchboot, das schon halb voll Wasser gelaufen ist. Ich setze mich auf dem Gipfel eines Berges zwischen die Beine meines Vaters und blicke gequält in die

Sonne, während mich mein Vater von hinten umfasst und an meinen Hosenträgern herumfingert. Die Hand meiner Mutter liegt auf meiner Schulter, nachdem sie mich und meine Geschwister wie Puppen herausgeputzt und zum Gruppenfoto mit meiner Tante aufgestellt hat. Ich sitze als Steppke mit meinen Geschwistern unter dem Vordach eines Zeltens auf unbequemen Klappstühlen, löffle aus einem Plastikschälchen irgendetwas in mich hinein und weiß nicht, wo ich bin.

Ich spüre das Auge, das durch die Linse der Kamera wie durch ein Schlüsselloch auf den Steppke gerichtet ist. Es setzt ihn nach Belieben in Szene, wählt die Perspektive, den Ausschnitt und den Moment, in dem sich der Verschluss der Kamera öffnet. Manchmal erwidert der Steppke den Blick, der durch die Kamera geht, und ringt sich ein Lächeln ab. Manchmal schaut er nur gelangweilt und genervt an der Kamera vorbei und macht, was er will.

Ich werfe einen letzten Blick auf ein Foto, auf dem er in die Kamera lacht. Dann schaue ich aus dem Fenster und merke, wie er seinen Blick in die Wolken am Himmel richtet.

Aus meiner Tasche hole ich die Schachtel mit dem kleinen gusseisernen Schwein, das ich vom Dachboden mitgenommen hatte. Es ist noch nicht einmal faustgroß, hat die Augen zusammengekniffen und liegt kalt und schwer in meiner Hand. Ich suche für das Tier einen geschützten Ort und entscheide mich für meinen Materialschränk. Neben die Schachtel lege ich das kleine Fotoalbum. Ich setze mich vor den Schränk und stecke meinen Kopf in die Dunkelheit.

Ich taste nach der Schachtel und öffne sie vorsichtig. Ich höre ein dunkles Gurren und lege meine Hand auf den Rücken, den mir das Tier entgegenstreckt. Es gurret noch einmal und ich antworte mit einem Brummen. Dann macht es ein merkwür-

diges Geräusch, als würde es mich fragen wollen: „Und jetzt?“ oder „Was soll das?“

Ich greife das kleine Fotoalbum und halte es vor die Schachtel. Das Tier schüttelt sich.

Ich verstehe das als Frage und suche nach Worten: „Ich habe ... Ich meine, das war mal ... was du siehst, ist vor sechzig Jahren ... das ist fast sechzig Jahre alt ... und die Fotos ... dadrin sind Fotos aus meiner Kindheit.“

Das Tier macht ein nach oben intoniertes Grunzen, als würde es fragen: „Und wie sind die Fotos da reingekommen?“

Wie zum Dank bewege ich meine Hand sanft auf seinem Rücken und erzähle ihm dann, dass meine Eltern die Fotos gemacht haben. Dass meine Mutter die Fotos in das Album geklebt und es mir wahrscheinlich geschenkt hat, als ich noch ein Kind war.

Das Tier spannt seinen Rücken an: „Was willst du mit dem Müll?“

Mir ist, als wäre ich auf dem dunklen Dachboden mit dem Kopf vor einen Balken geknallt. Ich halte mich fest, ziehe meine Hand zurück und frage erschrocken: „Wieso Müll? Das sind Fotos aus meiner Kindheit!“

Es lässt sich davon nicht beeindrucken: „Na und? Was willst Du mit Fotos aus deiner Kindheit. Die sind doch Schnee von gestern.“

Ich verstehe nicht: „Wie meinst du das?“

„So wie ich es sage. Aus dem Schnee von gestern ist doch am nächsten Tag abgestandene Plörre geworden.“

„Was für ein unfreundliches Tier!“, denke ich. Ich versuche, mich zu sammeln und es aus der Reserve zu locken, indem ich den Spieß umdrehe: „Gibt es nicht irgendwelche Sachen, die dich an deine Vergangenheit erinnern? Ist alles, was dich an deine Vergangenheit erinnern könnte, nichts weiter als abgestandene Plörre?“